

Maria

Diesmal muss es klappen. Sie schwingt sich aus dem Bett. In ihrem Negligé, das um ihre schmalen Hüften flattert, eilt sie ins Kinderzimmer. Der Teddybär hat wie stets einsam die Nacht verbracht. Sie zieht am Hampelmann und vergewissert sich, dass die Strampler, Jacken, Hosen und Socken ordentlich im Schrank liegen. Sie zieht den blauen Vorhang mit den Marienkäfern auf. Durch das halb geöffnete Fenster dringt das Rattern der Hochbahn herein. Für sie ist es die Hauptschlagader, die sie mit der Großstadt verbindet. Stille fürchtet sie. Sie steckt den Kopf zwischen den Vorhängen hindurch. Fahrgäste laufen die Treppe herunter und mischen sich in den Strom der Passanten. Am Schluss folgt eine Frau mit Kinderwagen. Ein Mann hilft ihr. Maria schaut dem himmelblauen Verdeck des Buggys nach, bis es zwischen den Marktständen verschwunden ist.

Eine Ewigkeit, so kommt es ihr vor, hat sie als Haftpsychologin im Gefängnis verbracht. Sie kümmert sich um Schwerverbrecher, Mörder, Sexualstraftäter und alle, die aus der Gemeinschaft herausgefallen sind oder nie Teil von ihr waren. Die harten Jungs faszinieren sie, die Kraft ihrer Körper ebenso wie die vulgäre Sprache. Das Böse erregt sie. Im Kontakt mit Verbrechern spürt sie manchmal einen Kitzel, wie sie ihn als Halbwüchsige bei Ladendiebstählen erlebt hat. Gleichzeitig verachtet sie aber das Tierische und Triebhafte in ihnen. Die Beziehung, die sie zu ihnen pflegt, entspricht in etwa der eines Dompteurs zu seinen Raubtieren. Nach jedem Arbeitstag genießt sie den Moment der Freiheit, wenn sich die Gitterstäbe vor ihr öffnen. *Wie eine kleine Geburt*, pflegt sie über den Beginn des Feierabends zu sagen.

Ihre Freizeit verbringt sie damit, ihren Körper im Fitness-Studio zu stählen und zu bräunen. Es erregt sie, sich nackt zu sehen. Sie ist verliebt in ihren Körper und möchte ihn von keinem Kerl beschmutzen lassen. Sie verfügt über eine ansehnliche Sammlung an Vibratoren, die sie meisterhaft zu beherrschen weiß: Typ Rabbit mit Klitoris-Sauger und G-Punkt-Stimulator oder Typ Satisfyer, der laut Werbung in acht Sekunden zum Höhepunkt führt. Diese Zeit kann Maria, wenn sie will, noch unterbieten. Ein Gerät hat die Form einer Rose, in deren Mitte sich der Blütenstempel wie eine Zunge hin- und herbewegt. Einige Modelle lassen sich über ihr Handy programmieren, so dass sie die Hände frei hat, um sich an anderen Stellen zu streicheln. Unkundige Betrachter könnten manchen Apparat als elektrische

Zahnbürste, Mikrofon oder Telefonhörer verkennen. Sie kann sich nicht vorstellen, dass Männer ihrem Körper nur annähernd solche Wonnen entlocken können wie sie es kann. Ein Italiener, den sie im Urlaub kennengelernt hatte, behauptete, dass der Dildo eine italienische Erfindung sei. Denn das Wort komme von *diletto*, was Entzücken bedeutet. Für sein Versprechen, ihr Entzücken mit Hilfe seiner natürlichen Ausstattung um ein Vielfaches zu steigern, hatte sie nur ein Lächeln übrig.

Doch um Lust allein geht es ihr schon länger nicht mehr. Sie wünscht sich, dass das seit Jahren fertig ausgestattete Kinderzimmer endlich bewohnt wird. So gehört es zu ihren Ritualen, dass sie im Anschluss an den Orgasmus zum Gefrierschrank in die Küche geht und die weiße Kühlbox herausholt. In einem Kunststoffständer sind zahlreiche Reagenzgläser aufgereiht. Sie zieht eines heraus, liest das Etikett, schüttelt den Kopf und steckt es zurück. Nach einigem Suchen hat sie das richtige gefunden und bringt es ins Schlafzimmer. Sie nimmt den Garderobenspiegel von der Wand und stellt ihn ans Fußende des Bettes. Von der Palme am Fenster zupft sie einige welke Blätter ab, dann legt sie sich mit gespreizten Beinen aufs Bett. Sie streift ihr weißes Nachthemd bis zum Nabel hoch und streicht sich sanft über die Schenkel und die glatt rasierte Scham. Sie richtet sich halb auf und inspiziert ihren Körper auf Zeichen des Verfalls. Trotz ihrer achtundvierzig Jahre ist ihre nahtlos gebräunte Haut straff und faltenlos. Eine tätowierte Rosenknospe treibt aus ihrem Schoß. Sie beklopft ihren schlanken, muskulösen Bauch. Dann lässt sie die Finger über ihre leicht vorstehenden Rippen gleiten und nimmt ihre kleinen, festen Brüste in die Hände. Im Spiegel betrachtet sie ihre scharf geschnittenen Gesichtszüge und das kurze, blond getönte Haar.

Sie öffnet das ausgewählte Reagenzglas des Spenders 93467. Die Angaben, die sie von der Samenbank erhalten hat, sind traumhaft: 23 Jahre alt, ein Meter sechsundneunzig groß, sechsundachtzig Kilogramm, dunkle Haut bei afrikanischer Abstammung, schwarze, lockige Haare und braune Augen. Sehr intelligent und gebildet muss er sein. Er steht kurz vor dem Abschluss seiner Masterarbeit in Informatik und unterhält sich gerne über Philosophie, Musik und Kunstgeschichte. Er spielt mehrere Instrumente und schreibt Gedichte, doch was das Beste ist: er liebt den Sport, spielt Tennis in der höchsten Liga und geht regelmäßig ins Fitness-Studio. Die Religion wird als buddhistisch angegeben, was ihr egal ist, ebenso egal wie die Blutgruppe und der Antikörperstatus. Verwundert ist sie über die Information, dass er keine jüdischen Vorfahren hat. Die zweihundertfünfzig Dollar betrachtet sie als die

beste Investition in die Zukunft. Zuvor hat sie es auch schon mit anderen Samen probiert, von einem jungen vietnamesischen Arzt, einem bilingualen Chinesen, einem hübschen Perser mit Grübchen und verschiedenen anderen Studenten, an die sie sich nicht mehr so genau erinnert. Als gemeinsames Merkmal verfügen alle über athletische Körper. In ihren Zukunftsträumen sieht sie sich schon mit ihrer Tochter auf einem Smart-Bike um die Wette fahren. Sie taucht den Wattestab in das Röhrchen, dreht ihn zwischen Daumen und Zeigefinger und zieht ihn heraus. Zufrieden betrachtet sie die glibberige Masse und führt sie in die Scheide ein.

„Das ist ganz normal in Amerika und wird es bald auch in unseren Städten sein“, erklärt sie ihrem Arzt am nächsten Tag. „Die Selbstbefruchtung ist die konsequente Fortsetzung des Kampfes für die Selbstbestimmung der Frau!“ Mit emanzipatorischen Parolen versucht sie den Arzt zum Schweigen zu bringen. Er glaubt ihre Geschichten vom Freund nicht mehr, der nur darauf wartet, mit ihr eine Familie zu gründen. Seit über fünf Jahren spritzt der Arzt ihr Hormone, entnimmt Eizellen und befruchtet sie. Immer wieder hat er davon gesprochen, die Behandlung zu beenden, doch diesmal bleibt er hart.

„Es ist sinnlos und gefährlich“, warnt er. „Die Krankenkassen zahlen die künstliche Befruchtung nicht ohne Grund nur bei Frauen bis einundvierzig. Wenn *etwas* in Ihrem Bauch wachsen wird, so ist es Krebs!“

Sie verlegt sich aufs Flehen und wendet sich an sein Mitgefühl. Sie berichtet von ihrem gewalttätigen Vater, für den sie bloß ein Unfall war, und von ihrer armen Mutter, die von ihrem Mann so abhängig war wie von ihren Tabletten. Doch nichts kann ihn mehr umstimmen. Schließlich spricht sie von dem fertig eingerichteten Kinderzimmer und davon, dass sie ohne Kind nicht länger leben könne. Doch zum Psychiater schicken lässt sie sich nicht.

„Soll der mir ein Kind machen?“, fragt sie ärgerlich. „Im Grunde sind die Männer doch nur in ihrer Ehre gekränkt, dass sie als Erzeuger nicht mehr gebraucht werden. Sie sind eifersüchtig auf die Zuchthengste mit den makellosen Y-Chromosomen.“

„Ich hoffe nur, dass die Natur unterbricht, was wir nicht mehr kontrollieren“, entgegnet der Gynäkologe ernst. „Alles im Leben hat seine Zeit. Eine Schwangerschaft in Ihrem Alter gefährdet Sie und das Kind. Kümmern Sie sich um Kinder, die Ihre Hilfe brauchen - ehe auch das zu spät ist!“

„Ich will ein Kind von *meinem* Fleisch und Blut, verstehen Sie das nicht?“, schreit sie ihn an.

„Dann lassen Sie sich klonen!“, platzt es aus ihm heraus.

Auf dem Weg nach Hause bleibt sie vor einer Konditorei stehen. Sie betrachtet nicht die Leckereien im Schaufenster, sondern den Kinderwagen, den eine Kundin vor dem Geschäft abgestellt hat. Dasselbe blaue Verdeck wie bei dem Wagen von heute früh. Sie beugt sich herab. Der Säugling schaut sie ruhig mit großen, dunklen Augen an. Er gibt keinen Laut von sich, als Maria ihn auf den Arm nimmt. Sie steckt ihn unter ihren Mantel und drückt ihn fest an sich. Nach wenigen Schritten hat sie ihre Wohnung erreicht. Erst als sie das Kind die dunkle Treppe hinaufträgt, beginnt es leise zu wimmern. Sie wiegt es auf dem Arm, trägt es in der Wohnung herum und zeigt ihm jedes Zimmer. Im Schlafzimmer bleibt sie mit ihm vor dem Spiegel stehen: „Deine Nase ist wie meine Nase, und die Augen, sie leuchten wie auf meinen Kinderfotos.“ Sie nimmt ein Bild von der Kommode und zeigt es dem Baby. Man sieht einen Säugling, der allein auf einem weißen Badetuch liegt. Sie deutet lächelnd auf ihn und dann auf sich. Das Kind lacht und patscht auf das Foto. Kurz darauf verzieht es das Gesicht und fängt an zu weinen. Maria erschrickt. Mit zitternden Händen füllt sie Milch in eine Flasche, schraubt einen Sauger darauf und gibt sie ihm. Das Kind trinkt mit kräftigen Zügen, dabei hält es die Augen geschlossen. Dann trägt sie es ins Bad und legt es auf den Wickeltisch. Mit unsicheren Griffen entfernt sie die Windel. Verzückt betrachtet sie das weibliche Geschlecht.

Gerade hat sie das Mädchen in die Wiege gelegt, da klingelt es. Zwei Polizeibeamte, Mann und Frau, stehen vor der Tür und zeigen ihre Dienstmarken. Sie schüttelt den Kopf, spielt die Verständnislose, empört sich, fragt, weint, fleht - alles zwecklos. Sie dringen ein, unaufhaltsam wie Wasser; sie haben gelernt, sich nicht beirren zu lassen. Das Weinen aus dem Kinderzimmer weist ihnen den Weg. Wie eine Furie wirft sie sich ihnen entgegen. Doch Schritt für Schritt wird sie zurückgedrängt. Mit flackerndem Blick, die Arme ausgebreitet, bleibt sie vor dem Kinderbett stehen. Mit dem Klicken der Handschellen erstirbt ihr Widerstand. Willenlos lässt sie sich von der Polizistin aus dem Raum führen. Der Beamte nimmt den Säugling hoch und legt ihn zärtlich in seinen Arm, so geübt, wie es nur ein Vater kleiner Kinder kann.